

KULTUR- UND BILDUNGSGESCHICHTE

Peter Weidisch (Hg.), *Otto von Botenlauben. Minnesänger, Kreuzfahrer, Klostergründer* (= Kissingener Archiv-Schriften 1). Verlag Ferdinand Schöningh Würzburg 1994, 505 S., brosch.

Gedenkjahre haben manchmal ihr Gutes, so auch für Otto von Botenlauben: Die Stadt Bad Kissingen gedachte „im Jahr 1994 diesem [sic!] Minnesänger“ (7) und widmete ihm den ersten Band der neuen Reihe „Kissingener Archiv-Schriften“. Mit dieser Reihe, für die der Stadtarchivar Peter Weidisch verantwortlich zeichnet, will man „[. . .] trotz der wissenschaftlichen Zielsetzung – einen breiteren Interessentenkreis ansprechen“, so der Oberbürgermeister im Vorwort. Der erste Band der Reihe zeigt schon die Vorteile wie die Nachteile einer solchen Mischung aus wissenschaftlicher Publikation, zu Betulichkeit neigender Heimatgeschichte und werbewirksamer Aufmachung. In dem aufwendig ausgestatteten Band, der gleichwohl – was heutzutage leider keine Ausnahme mehr ist – nachlässig lektoriert wurde, finden sich nach einem (fast schludrig geschriebenen, sich im modischen Jargon gefallenden) Einleitungsaufsatz des Stadtarchivars 15 Aufsätze sehr unterschiedlicher Länge und Qualität zu Herkunft, Leben und Werk des Hennebergischen Grafen und seiner Frau Beatrix. Der Band wird abgeschlossen durch die Regesten der Botenlauber Urkunden, die Bernd Ulrich Hucker (unter Assistenz von Jens Martin) dankenswerterweise nach den Vorarbeiten von Bechstein und Dobenecker neu zusammengestellt und ergänzt hat. (Leider haben diese Regesten offenbar nicht allen Beitragern vorab zur Verfügung gestanden, so daß diese zum Teil aus den älteren Urkundensammlungen und Regesten zitieren; die Konkordanz S. 497f. kann dem nur zum Teil abhelfen [ähnliches gilt auch für Heinrich Wagners Genealogie!]). Man hat die Beiträge ohnehin nicht sorgfältig aufeinander abgestimmt, so daß mitunter Wiederholungen vorkommen, andererseits notwendige Querverweise unterbleiben.)

Den ersten Teil des Bandes bilden nach einem Überblick von Thomas Heiler über die Thesen zur Herkunft des Namens „Botenlauben“ zwei Aufsätze über Ottos Leben und Besitz in Outremer. Enno Bünz beschreibt den Umfang, den lehnsrechtlichen Charakter und die ökonomische wie politische Bedeutung jener (später so genannten) Seigneurie de Joscelin, die Otto durch die Heirat mit Beatrix von Courtenay zugefallen war. Bernd Ulrich Hucker stellt im für Historiker gewichtigsten Beitrag des Bandes diesen Besitz und das Leben Ottos im Heiligen Land in den größeren Zusammenhang der imperialen Politik in Europa und Outremer – vom Eintreffen des Henneberger Grafen im Heiligen Land Ende 1297 (während Heinrichs VI. in der Historiographie nicht als solcher gezähltem Kreuzzug 1197/98) über die (Liebes-?)Heirat mit der reichen Erbin königlichen Geblüts (1198/1205) bis hin zum Verkauf der schwiegerväterlichen Güter an den jungen Deutschen Orden, wodurch Otto von Botenlauben „mit einem Vermögen von 7.000 Silbermark und 2.000 Goldstücken schlagartig zum reichsten Mann unter seinen gräflichen und edelfreien Verwandten und Nachbarn in Franken geworden“ war (106). Der nächste Abschnitt des Bandes ist der Gründung und Ausstattung des Zisterzienserinnenklosters Frauenroth, der Grablege des Grafenpaares gewidmet: Enno Bünz geht den religiösen wie politischen Umständen der Gründung nach, Rainer Kahsnitz beschreibt die Geschichte und die Form des vielfach veränderten Grabmals von Beatrix und Otto, das nach einigen „Wanderungen“ durch den Chor Kirche seit 1972 wieder an der ursprünglichen Stelle steht und trotz der Veränderungen „zu den großen Leistungen der skulpturalen Kunst des 13. Jahrhunderts in Deutschland gehört“ (192). – Im vierten Teil des Bandes beschreiben Josef Wabra und Peter Rückert so ausführlich, eindringlich und mit informativen, z.T. farbigen Zeichnungen die Bau-, Abbruchs- und Rekonstruktiongeschichte der Burg Botenlauben, daß man geneigt ist, über ihren lokalpatriotischen Enthusiasmus („Höhepunkt der staufischen Burgenbaukunst“, 362) hinwegzusehen. Es folgen zwei Beiträge über den Verkauf der Herrschaft Botenlaube an

das Hochstift Würzburg durch das Grafenpaar am 4. März 1234 (Heinrich Wagner) und über das Schicksal der Burg unter würzburgischer Herrschaft bis zu ihrer Zerstörung im Bauernkrieg von 1525 (Thomas Heiler). – Den Schluß bilden eine ausführliche Darstellung der Genealogie der frühen Hennebergen von Heinrich Wagner, der mit mancherlei Unsicherheiten aufräumt (ohne daß dies von allen Beiträgern schon aufgenommen wäre!), und die schon erwähnte Regestensammlung von Ulrich Hucker.

Den wohl problematischsten Teil des Bandes bildet der dritte Abschnitt, der – merkwürdig unverbunden mit den übrigen Teilen – Disparates bietet: Einen kurzen Beitrag von Eberhard Grund über „Die Darstellung des Mittelalters in literaturhistorischen Beiträgen Ludwig Bechsteins“, wobei der Titel mehr verspricht, als der Text halten kann – der kurze Text von Reinhold Bechstein in der ADB über seinen Vater ist kaum weinger informativ –, insbesondere weil die Begriffe „Romantik“ und „romantisierend“ wenig präzise und kaum an moderner Romantik- und Biedermeier-Forschung orientiert gebraucht werden; Wilhelm Störmer steuert „Eine territorialgeschichtliche Bestandsaufnahme“ über die Region in der Salier- und Stauferzeit bei, die man sich, wenn weniger detailverliebt (vgl. S. 285; man kann den Beitrag mit Gewinn nur lesen, wenn man eine genaue Regionalkarte zu Rate zieht) und mehr die großen Entwicklungslinien verfolgend, am Anfang des Buches gewünscht hätte. (Störmers Beurteilung der „Transaktionen der beiden Grafen von Botenlauben und ihrer Gemahlinnen“ [293] – „Henneberg und Fulda dürften . . . fassungslos gewesen sein“ [292] – wird nun territorialpolitisch begründet, die religiösen Aspekte, die in den Kapiteln über die Klostergründung genannt werden, sind weitgehend ausgeblendet.) Der Beitrag von Rolf Sprandel versucht mühsam, eine Verbindung des Schicksals des Henneberger Grafen Otto und seiner Frau mit dem „Renner“ Hugos von Trimberg herzustellen („Hugo muß beider Schicksal vor Augen gehabt haben . . .“, 297), einem didaktischen Gedicht, das immerhin mehr als ein halbes Jahrhundert nach Ottos Tod (und dem seiner Frau) geschrieben wurde. Hugo (und ihm folgend Sprandel) beschreibt denn (auch da, wo er Otto von Botenlauben erwähnt!) mehr den Adel seiner Zeit als den der ersten Hälfte des Jahrhunderts, in der Otto, selbst noch von der Frühphase der höfischen Kultur in Deutschland geprägt, lebte und wirkte. (Mit seiner Behauptung, daß Otto „mit seiner Frau in ein von ihm gegründetes Kloster“ (297) gegangen sei, steht er in diesem Band alleine, vgl. 112, 147). – Fast stiefväterlich wird in diesem dritten Abschnitt der Otto von Botenlauben behandelt, den der Band im Untertitel zuvörderst apostrophiert: der Minnesänger. Zwei Beiträge sind ihm und seinem Œuvre gewidmet. Claudia Breitfeld stellt „Musikwissenschaftliche Aspekte des Minnesangs zur Zeit Ottos von Botenlauben“ vor, eine anregende Lektüre für Nichtfachleute, notwendigerweise aber wenig speziell für Otto, da keine seiner Strophen mit Neumen überliefert ist. Ihre Überlegungen zu XIII, 2 sind denn auch sehr allgemein gehalten (und nicht ohne eine gewisse Hilflosigkeit in der sprachlichen Gestaltung: „ . . . Wechselbad erotischer und dann wieder, um Anstand zu wahren, religiöser Besinnung“, 257). Gewichtiger ist Dietrich Huschenbetts Beitrag „Die Dichtung Ottos von Botenlauben“. Er schildert kurz das Œuvre, die Überlieferung und die mittelalterliche Rezeption. Dann folgte, nach „Liedtypen“ (Minne-Klagen, Tagelieder, Minne-Leich) geordnet, die Analyse und Interpretation der Lieder Ottos. Man fragt sich (und den Autor Huschenbett und den Herausgeber Weidisch) allerdings, warum es in diesem umfangreichen Sammelband nicht möglich war, das doch wirklich schmale lyrische Werk des Grafen im „Original“ und in guter Übersetzung abzudrucken. Im „Original“, weil auch dieser Autor endlich eine Edition nach modernen Grundsätzen verdient hätte (und wo, wenn nicht hier, wäre die Gelegenheit gewesen?), in guter Übersetzung, weil es auch daran, trotz Jaehclings verdienstvoller Bemühung mangelt (und wo, wenn nicht in diesem, einer

KULTUR- UND BILDUNGSGESCHICHTE

größeren Öffentlichkeit gewidmeten Band, wäre sie nötig gewesen?). So bleibt dem Leser nur, sich die große Ausgabe zu besorgen, um danach die Lieder mit ihrer Analyse und Interpretation durch Huschenbett zu vergleichen. Aber ich fürchte, das wird das Letzte sein, was ein nicht fachkundiger Leser tun wird. So sehr die Analyse auf der Höhe der Zeit sein mag (ein sehr vergänglicher Standpunkt, wie man weiß!), so abschreckend ist die Sprache, in die der Autor seine Erkenntnisse kleidet. Anstatt sich an Carl von Kraus zu halten, der in seinen Untersuchungen zu Walther von der Vogelweide (²1966, IX f.) deutlich gemacht hat, daß er mit seinen Aussagen über „Dame“ und „Dichter“ keineswegs „auf das wirkliche Leben“ ziele, „sondern nur auf ein Leben, das der Dichter seinen Hörern vorzaubert“ (und so vorbildlich hätte wirken können), gefällt sich Huschenbett im allzu modischen Jargon. Nur ein Beispiel: „Als Gründe für die auf die Ich-Rolle gerichtete Verehrung der Frauenrolle werden auch hier die höfischen Vorzüge angegeben (*sîn guete*, Z.3), und auch hier erhält das Ich der Frauen-Rolle keine Antwort (*vermüden wil*, Z.3), so daß sie allein ohne Freude bleiben muß (*wan ich*, Z.8). Obwohl die Frauenrolle hier über die Rede-Lizenz verfügt, reflektiert sie so, als ob sie weiterhin stumm geblieben wäre, so daß die Rollen-Funktionen der Minne-Klage nicht in Frage gestellt werden.“ (221f.) Mehr bedarf's nicht, um jede möglicherweise beim nichtfachkundigen Leser vorhandene Neugierde abzutöten. . . Ein weiterer Aspekt ist noch zu erwähnen: Natürlich wehrt sich Huschenbett zu Recht gegen Versuche, Minnesang biographistisch auszulegen (nimmt aber zu Lied II nicht einmal Notiz von Huckers Überlegungen S. 101ff.). Dennoch wäre es einen Versuch wert gewesen, nachdem ein ganzer Band dem Leben und Werk seines Minnesängers Otto gewidmet ist, dieses Leben eines Adelingen und seine Lyrik erneut miteinander in Beziehung zu setzen, nicht biographisch, aber im Hinblick auf die doch in Ansätzen rekonstruierbaren Aufführungssituationen, im Hinblick auf die im Minnesang immer vorgegebene Interaktion von Sänger und Publikum. Manches dürfte bei diesem Sänger von Outremer, bei diesem reichen „Pensionär“ (Hans Patze) mit der „orientalischen“ Frau anders geklungen haben, manche Nuance dürfte anders aufgenommen und verstanden worden sein als bei den Sängern, bei denen das Verhältnis von literarischer Fiktion und Realität ihres Lebens für das Publikum einfacher zu durchschauen war.

Fazit: Ein in großen Teilen verdienstvoller Band, ein Band, der Erfolge der Forschung ebenso präsentiert, wie er die Desiderata offenlegt, ein Band, der im Positiven wie Negativen die Grundlage bilden könnte für eine umfassende Monographie. Hoffentlich muß das geneigte Publikum darauf nicht bis zum Jahr 2044 warten.

Winfried Frey